

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1928**

300 (22.12.1928) Frauenfragen / Frauenschutz

# Frauenfragen - Frauenschutz

Nummer 300 / 48. Jahrgang

Beilage des Volksfreund

Karlsruhe, 22. Dezember 1928

## Das fest der Gemeinschaft

In keinem Feste ruht ein so geheimnisvoller Zauber wie im Fest der Weihnacht. Niemals umspannt ein Fest uns Alle mehr, niemals schließt sich der Kreis der Gemeinschaft enger als in den Weihnachtstagen. Nie aber eint uns auch ein Fest so sehr mit der Vergangenheit und dem Elternhause. Wenn die Kerzen am Tannenbaum brennen oder auch nur der Lichtschein eines Baums aus dem Nachbarhause zu uns dringt, dann steigt die Erinnerung in uns auf. Dann feiern wir Weihnacht in besonderem Sinne. Als in uns nur ein einziger Tag durch eine mit fremde Stadt gina, als auf einem großen freien Plage ein Weihnachtsbäumchen steht, dem ein freundlicher Mann Lichtlein ansteckt, das es in ein altes Mütterchen, das darauf wartete, vorbereitete. In den Augen war das selbe Leuchten eines Kindes, und sie erregte mich, wohl dieses Leuchtens wegen, an meine längst verlebte Mutter. Gleich war ich mit meinen Gedanken bei ihr, war ich in der fernsten Heimat.

Wie war es doch so einsig traulich, als wir vier Kinder an Abenden vor dem Weihnachtsfeste, bevor wir schlafen gingen, um die Mutter saßen und uns Geschichten erzählen ließen! Die Weihnachtsgeschichte erzählte uns die Mutter ganz auf ihre Weise. Sie verlegte den Stall, die Tiere, die Mutter, den Esel und das Kindlein der alten Weihnachtslegende in unsere kleine Stube, sodass selbst unser jüngstes Kind verstand, das es in der Stube gemein war, wo das Kindlein in der Krippe schlief, und das Kissen aus der Stube in der Krippe lag. Wie war es doch so schön, als der große Stern über der Halle stand, und die Mutter, o Mutter, bist du auch dabei gewesen? Mutter, können sie immer, wenn Weihnachten ist, sprechen? Mutter, war unsere Frau nicht auch eine Mutter Maria? Und noch weit mehr fragten wir unsere Mutter, und sie blieb niemals eine Antwort schuldig und lehrte uns, in jedem Kinde, geboren ward, das Wunder der Liebe und der Weihnacht zu sehen.

Mein Weg durch die fremde Stadt ist mir leicht geworden. Ich sehe die Weihnacht nicht im Auge eines alten Mütterchens, Weihnacht in der Erinnerung an die eigene Mutter. . . .

## Das Weihnachtslied

Die Entstehung unseres wohl schönsten, ergreifendsten Weihnachtsliedes brachte sich lange Zeit so völliges Dunkel, daß es in alten Volks- und Schallplattenbüchern oft als „Volkslied“ bezeichnet wird. Erst nach und nach lichtete sich dieses Dunkel im Erkenntnis der Namen des Komponisten **Joseph Mohr** (1787-1868) und des Dichters **Joseph Gruber** (1805-1884).

Das Lied entstammt den Aufzeichnungen Joseph Grubers, der mit dem Dichter, nicht mit dem Komponisten, zusammen in Salzburg im „Fürstenerzherzoglichen Kapellhaus“ arbeitete. Um ungefähr um die Zeit 1805.

Joseph Gruber war ein Biographisches über den Komponisten: Franz Gruber, ein Salzburger im Jänner geboren, erlernte als Sohn eines Lehrers zunächst seinen Handwerk und verbrachte seine ersten Jahre im elterlichen Hause. Er ist 18 Jahren drang bei ihm die musikalische Begabung durch und er studierte beim Organisten Leopold. Dann ging er zum Schuljahr über, wurde 1806 Lehrer an der Orgel der nahen St. Nikolauskirche.

Erst das Jahr 1833 bringt in diesen stillen Lebensweg eine neue Wende. Als Chormeister an der Stadtkirche von Halle in Salzburg. Hier macht er sich um das Musikwesen so verdient, man seinen am 7. Januar 1863 erfolgten Tod tief und aufsehend betrauert.

Der Dichter ist zu sagen: **Joseph Mohr** ward als der eines katholischen Priesters (er war so ebel, ihn als Sohn zu nennen) in der Mozartstadt Salzburg am 11. Dezember 1792 geboren. Er, musikalisch begabt, erhielt früh guten Musikunterricht, dann in das oben erwähnte Institut als Kapellmeister, lebte als Coadjutor zu Oberndorf an der Saalau und starb als Pfarrer in Waagen (nicht Wagram) im Pongau am 4. Dezember 1868.

Das Lied nun zur Entstehung des Liedes:

Im Jahre 1818 kam Mohr zu seinem Freund Gruber mit der Bitte, ihm das auf dem Berge von Oberndorf nach Oberndorf zu komponieren. „Stille Nacht, Heilige Nacht“ von vertonen. Gruber schickte ein und in ganz kurzer Zeit war das Lied fertig. Das weitere Schicksal des Liedes, so weit feststellen, war folgendes:

Die Wahrheitlichkeit nach wurde es in Tirol zuerst der Öffentlichkeit übergeben durch den Orgelbauer Metzger aus Oberndorf. Er herrschte gerade die Orgel in der Kirche aus, als der Dichter Mohr, der eine gute Stimme hatte, das Lied unter Grubers Leitung sang. Es gefiel dem Orgelbauer ausnehmend, und er überredete den Dichter, es zu veröffentlichen, und er drückte es dem Christmette hin.

Einem Dresdner, A. Trille, gebührt das Verdienst, das Lied in „Christliche Naturlieder“ erstmalig nachgedruckt zu haben. Aber hat sich — nach Wehner — ein Fehler in Takt 9 des ersten Verses eingeschlichen und sich, ohne der Schönheit des Liedes zu schaden, bis heute erhalten.

Das Lied nun an brach sich das Lied endlich und unaufhaltsam in die Welt. Und zwar ging darin **Süddeutschland** voran. Es erregte den Wert der, in ihrer Schlichtheit wie eine Hirtenmelodie und dann ungeschickten, schönen Melodie. Und im Jahre 1840 wurde es beständig auch des Nordens. Das Lied, das uns alljährlich, wenn die Weihnachtsglocken läuten, ins Herz klingen, wird auch im Ausland hoch geschätzt. In England, wie das **Lara von S. S. S.**, bei dessen Ertonen man sich auch heute noch von Plage erhebt.

## Puppa hat Hunger!

Von C. F. Diesgen.

Die eine Viertelstunde hat die Sonne heute die endlos grauen aufgehellt, soar für einen Augenblick den blauen Himmel durch das Blut.

Ich nahm die Kinder an der Hand, um in den winterlichen Gassen zu gehen. Ein Viertelstündchen nur, dann war die Luft so kalt, war alles wieder aufgehängt voll nebelgrauen Schatten.

Die Kinder Lieder stiegen frohlockend. Es ist, als warte draußen Regen und Wind, das das Grau des Himmels in Millionen zerfallen und das endlich wieder Schnee die hinführende Dunkelheit erleuchten möge.

Als letztes Sommergebilde streckt uns ein wilder Rosenstrauch seine korallenroten Blüten wie kleine, festgeschlossene Hände hin, darin die Samenfülle wie in feinsten Seide warm geborgen liegt. Der Lebenssaft der Kerne trotz dem Frost und all die toten Früchte, die wie Tropfen warmes Blut am Strauche hängen, tragen dieselbe Kraft der Erneuerung in sich wie wir, die wir durch Frost und Winter mühen.

„Warum sind nun die Bäume laht?“ fragt mich mein Neffe, „und wo sind all die Blätter hin?“

Die Blätter fallen von den Bäumen, das wir sehen sollen, um wieviel alle Bäume höher und um wieviel jeder Zweig und Ast vom Frühling bis zum Winter stärker gemordet sind. Das können wir nicht sehen, wäre noch alles Laub daran. Und alle Blätter legen sich rings um den Baum, das nicht der Frost an all die feinen Wurzeln kann und daß die Bäume — kommt der Frühling — schneller blühen!“

Ich spüre plötzlich aus dem Klara und Sinn der Sprache meiner Kinder, wie ihr Fühlen und Denken, ihr Begreifen und Verstehen vom Frühling bis zum Herbst stärker und höher wurden und fühle wie sich eine Menschenseele meidet und formt — und halte meine Kinder fester an der Hand.

„Hast du schon mal das Christkind richtig gesehen?“ unterbricht mich Jüngstes meine schwelenden Gedanken.

„Ich hab das Christkind schon sehr oft gesehen!“ antwortet er. „Wir haben einen Umweg durch die Stadt, weil mir mein Jüngstes noch das Christkind zeigen will.“

Um die mit Tannenzäpfen und Lichterketten geschmückten Auslagen der Schaufenster ist ein gefährliches Gedränge.

„Hier müssen wir hinein, wenn du das Christkind sehen willst!“ drängt mich mein Jüngstes in das größte Warenhaus der Stadt.

Mütter mit ihren Kindern stehen in einen dichtgedrängten Menschenhaufen, der sich durch enge Gänge zwischen bunten Rabatten schiebt.

„Da, siehst du?“ — Im Flugezug ist das Christkind, im anderen der Weihnachtsmann!“ zeigen die Kinder und lachen. Die Flugszene freilen mit lürenden Propellern hin und her. In dem Gedränge wäre jedes Wort an meine Kinder ungehört geblieben. Doch

als wir draußen wieder atmen können, lag ich den Kindern, das jenes Christkind nur eine schöngeputzte Puppe sei mit steifen Händen und mit starren Augen, und die nicht einmal schwindlich wird trotzdem sie sich von früh bis spät im Kreise dreht.

Mein Neffe sah mich mit großen Augen an und — schwieg. Wer weiß die heimlichen Gedanken und Begierden, die hinter Kinderscherzen tröten?

Wir gingen weniger helle Straßen unsern Weg nach Haus. Am Bahnhof kaufte ich noch eine Abendzeitung. Da sah hinter den hohen Fahrplankarten eine noch mädchenhafte Mutter auf einem schmalen Keilfeld. Auf ihrem Schoße lag ein kleines Kind und trank an keiner Mutter meinen Brust, die warm und breit aus offener Bluse quoll. Zur Seite stand ein Landarbeiter mit lehmigen Stiefeln und mit kostengünstigen Tischen.

Ich nahm die Kinder, wie auf die Mutter hin und auf den Nebenplätzen traten die Kleinen näher hinzu. Mit seligem Lächeln sah die Mutter auf von ihrem Kind. Die Kinder sahen sich eine ganze Weile an dem Bilde satt. Mit strahlenden Augen kamen sie zurück zu mir.

„Das ist die Mutter mit dem Jesuskind!“ beehrte ich die andächtigen Kleinen. „alle Mütter sind Mütter, alle Kinder sind Christkinder!“ — Seht, das Christkind im Warenhaus war wirklich nur eine Lederpuppe, aber das hier ist das lebendige Christkind. Habt ihr mich verstanden?“

„Puppa hat Hunger!“ antwortete mein Jüngstes und seigte auf das Kind. Mein Neffe drückte mir beide Hände, schmeigte sich eng an mich, zog meinen Kopf herab und küßte mich.

„Mutter, ich hab das lebendige Christkind am Bahnhof gesehen!“ rührt mein Neffe die Treppe hinauf und springt der Mutter in die Arme.

„Am Bahnhof?“ — Das Christkind?“ — fragt erklaut die Mutter.

Das Kind erzählt von einer Mutter und einem Christkinde, die am Bahnhof saßen.

Das Jüngste holt sich einen Holzstiel aus der Tischschublade nimmt ein Tellertuch als Windel, wickelt das Holz hinein und ruft die Mutter: „Puppa hat Hunger!“

# Proletarier-Weihnacht

Von Karl Birner.

**Kinderchor.**

„Dieses Jahr haben wir den Kindern gar nichts kaufen können. Otto. In einem Weisbrod wird es kaufen und auch zu einem Hühnchen Fleisch für jeden Tag und für jeden fünf Käufer. Aber unsere Lina, das arme Kerlchen, benötigt Schuhe. Ihre Füße sind schon voller Frostblumen und darf sie sich nicht zur Schule gehen. Warme Strümpfe müßte sie auch haben. Was meinst du?“

So fragte die Frau des Wagnergeleiten ihren Mann, als er vom Mittagessen aufstand, um wieder zum Schmiedeweiler zurückzufahren. Du weißt ja, wie es um unsere Gelder steht, was alles fehlt und was wir haben müßten als Folge meiner Arbeitslosigkeit. Acht Wochen. Es fehlen mehr Paar Schuhe und Strümpfe als nur diese, es fehlen Kleider und es fehlt Wäsche, Holz und Kohlen fehlen und Schulden haben wir auch.“

„Aber Otto, ich habe noch vier Mark auf die Seite gebracht vom Waschen und Putzen. Wenn du mit deinem Kollegen redest, versichert er, daß er dir fünf Mark und fünfzig Pfennige richtig bei sich habe. Durch Ausführung von Reparaturarbeiten bis tief in die Nacht hinein hätte sie ihren Sparbeitrag auf diese Summe erhöhen können. — Da fämen auch schon die Arbeiter aus dem Tage heraus und sie ging über die Straße ihrem Manne entgegen. Währenddem bemerkte sie, daß die Männer ebenso aufgeregt wie bedrückt waren, still davon schlichen oder eifrig redeten. Sie achtete die Ursache und bekam sie auch gleich bestätigt. Eine große Zahl der Arbeiter, wiewohl sie noch nicht, hatten die achtstägige Rühnbüch erhalten und vom nächsten Samstag an waren sie arbeitslos. Darunter war auch ihr Mann.“

Lina hatte zu Weihnachten keine neuen Schuhe bekommen und auch keine warmen Strümpfe. Die Frostbeulen aber waren größer geworden und haben sich vermehrt. Still weinend sah sie am Heiligen Abend auf dem Schoß der Mutter, denn die Kälte tat weh und die Füßchen noch mehr. Vater mußte nun wohl haben können. Vielleicht hätte er auch heute etwas verdienen können durch gefuchte Gelegenheitsarbeit und brachte Brot mit.“

„Jamohl, so machen wir's! Die Mutter wird sich freuen, wenn sie eine warme Stube findet und alles ist schon gerichtet.“

Es war spät am Abend geworden und die Kinder warteten immer noch. Dann entschlossen sie sich, nach der Fabrik zu gehen und nach der Mutter zu sehen. Beim Pfortner fragten sie. Dieser überlegte und sagte dann: „Gebt wieder nach Hause, Kinder, eure Mutter kommt bald.“ Und frohgemut gingen sie wieder heimwärts.

„Was hätte ich anders sagen sollen?“ sagte der Pfortner, als die Kinder fort waren. — Er hatte der Frau erlaubt, aus den Kesselschladen noch unverbrannte Kohlenstücke auszuwischen. Das war verboten und er selber hatte seine Bewilligung überschritten. Aber es war ja kein Mensch mehr in der Fabrik, der gegen die unbefugte Ueberschreitung hätte etwas einwenden können. Ein ganzes Säckchen voll hatte sich die Frau schon ausgelüßt, um über die Feiertage eine warme Stube zu haben. Da kam zufällig noch einer der Arbeiter und ehe er es wußte, holte der den Schumann an der Ecke und wuschete einen Diebstahl. Seit als der Schumann schon den Tatbestand festgestellt, wurde er die Sache genau, die Sache auf sich beruhen zu lassen und entfernte sich, indem er etwas vom „dummer Wichtigkeit“ murmelte. Die Frau aber erlitt einen Schreck und Schwächeanfall, mußte in die Wohnung des Pfortners geschickt werden und ein Sanitätsmann, der in der Nähe wohnte, bemühte sich um sie.

„Der Karl bekommt's noch“ sagten nach einiger Zeit der Pfortner. Und abermal: „Der Karl bekommt's noch!“ Denn er hatte einen gefunden Menschenverstand.

**Weihnachtsphilosophie.**

Wir wollen uns den Weihnachtsabend trotz allem nicht verderben lassen, Hans. Du bist arbeitslos geworden, die beiden Feiertage sind abgezogen, aber so wie es dir geht und uns, geht es heute tausenden anderen Arbeitern, sehtausenden geht es schon seit Wochen so, und am Ende des Monats kommen noch tausende Arbeiter hinzu. Warum sind wir auch als ganz gewöhnliche Arbeitsleute auf die Welt gekommen, deren Arbeitskraft sich nicht verkauft, sondern deren Leben nur zum Zwecke des Weiterarbeitens, wenn man es braucht, unterhalten wird. Dafür können wir nichts. Laß uns unseren Weihnachtsabend feiern mit dem, was wir haben. Wer Weihnachten geschaffen hat zum Feiern, wird auch uns am Leben erhalten zum Arbeiten.“

„Verdammt! Verdammt Bande des Kapitals! Man ist wirklich weniger als eine Maschine. Eine Maschine kostet Geld, wird sorgsam unterhalten und gepflegt. Wir Arbeiter aber kosten nichts, erhalten nur fäkalisch so viel, um leben zu können, was einem nicht einmal genügt wird, und wenn es dem Kapital daht, werfen sie einen heraus. So geht es uns, den Kleinbürgern geht es nicht besser, den kleinen Beamten nicht viel anders. Es geschieht uns recht, geschieht uns allen recht — warum sind wir so hilflos zu haben und warum lassen wir uns schlechter behandeln als ein Mechanismus.“

**Kohlen.**

Es war am 24. Dezember, nachmittags. In der Dachkammer der Witwe, Arbeiterin in einer Fabrik, noch es nach Reinlichkeit. Die beiden Mädchen der Frau, 12 und 14 Jahre alt, hatten sich aber auch alle Mühe gegeben, mit kaltem Wasser zu reinigen trotz dem Schmerzgefühl an den Händen, das Kälte und kaltes Wasser verursacht. Aber sie wollten alles reinigen, um das Christkindchen feierlich empfangen zu können. Jamohl, das Christkindchen, denn sie hatten wohl bemerkt, daß Mutter einmal etwas in Papier wickelte und geheimnisvoll verpackte.

Und für Heizmaterial hatten die Mädchen auch gesorgt. Das sollte eine besondere Ueberbräufung für die wärmeliebende Mutter werden. Nach der Schule verdiente sie sich nämlich einige Pfennige Lohn und Trinfeld durch Beheizung von Gängen für ein Verkaufsgeschäft. Das Geld gaben sie redlich immer der Mutter ab, nur vom Trinfeld brachten sie immer etwas auf die Sparte und davon haben sie viermal je einen halben Zentner Kohlen gekauft. Es war sehr lug gemessen, immer nur einen halben Zentner zu kaufen, denn der Kohlenhändler war gut und legte zum Gewicht immer noch etwas zu, so daß die Kinder überglücklich waren, wohl acht oder gar zehn Pfund Kohlen mehr zu haben als zwei Zentner.

Wo aber nur die Mutter steht? Es dunkelte schon. Sie wußten wohl, daß die Mutter etwas später kommen werde, weil sie nach Geschäftsschluss nach die Schreierinnen der Fabrik wurde gegen besonderen Lohn. Da sagte die ältere Schwester: „Es ist auch so recht. Ich gebe noch einmal fort, ob noch etwas zu beiraten ist und erhalte vielleicht noch ein Trinfeld, noch dem ich der Mutter noch ein Stück Seife kaufen kann. Du siehst die Tannenzweigelein noch auf und machst später Feuer an, das es warm wird, aber verdröckne nicht zu viel Kohlen. Abends werden wir dann schon zusammen essen, wir haben ja auch Wurst und eine Glasje Bier. Und dazu beden wir alle jeds Kerzen an.“

„Ja, warum? Das möchte ich ebenso fragen wie schreien. Weil alle Arbeiter ihren Wert selber nicht kennen und deshalb auch als wertlos eingeschätzt werden. Die Herren wissen ihren Wert besser zu wärigen oft bei allen persönlichen Unwert. Ein paar Straßen weiter wohnt ein General und wir wissen, daß er monatlich für sich und seine Frau ohne Kinder über neunhundert Mark bekommt für Nichtstun, und wir arbeiten und hungern. Und so gibts noch viele. Weil Deutschland durch den Krieg armer geworden sei, hast du die nicht zur Verfügung gemeldet trotz deinem Kriegsschaden. Es stimmt du hättest vielleicht doch nichts bekommen, diese Blutgänger aber kommen, was sie wollen. Ihr Arbeiter und alle Arbeiterinnen zusammen, ich auch, wissen ihren Wert immer noch nicht zu schätzen. Und ihr werdet so gewertet, wie ihr euch wertlos macht.“

Wie die Kerle den Krieg verloren haben, so haben wir die Revolution verloren. Aus dem verlorenen Krieg aber ziehen sie Gewinn und die verlorene Revolution hilft ihnen noch dazu unter Beihilfe planlos orientierter Kommunisten.“

„Laß das jetzt alles, Hans. Es ist heiliger Abend der Christenheit. Derelben Christenheit, die Bibeln druckt und Choräle dichtet die Religion lehrt und für Heiden sammelt, die Kirchen baut und Christen hungern läßt. Gehe morgen an die Kirche und du wirst die Leute, die uns darben lassen und zur Verzweiflung bringen nobel in die Kirche gehen sehen. Selber in die Kirche gehen kannst du nicht, weil du keinen guten Sonntagsanzug hast. — Aber laßer wird das heute alles sein, wir ändern nicht. Für heute und die Feiertage haben wir Brot, etwas Fleisch und Wurst, wir haben Holz für eine warme Stube und haben auch Petroleum, weil das Gas abgestellt ist. Das nächste Woche wird — ich weiß es nicht, vielleicht hilft der liebe Gott der Christenheit zu Arbeit und damit zu Nahrung und Kleidung, mehr verdienen wir nicht. Arbeiterlos, — Vergnügte Feiertage, Hans!“